

MIT BEITRÄGEN VON

**SEPP
FORCHER**

Helga Maria Wolf

Verschwundene Bräuche

Das Buch der
untergegangenen
Rituale

Brandstätter 

Helga Maria Wolf

Verschwundene Bräuche





Helga Maria Wolf

Verschwundene Bräuche

Das Buch der untergegangenen Rituale

Mit Beiträgen von Sepp Forcher

Brandstätter 

Burgenländische Mädchen nach der Erstkommunion.

Fotografie. 1955

Helga Maria Wolf, Dr. phil., wurde 1951 in Wien geboren. Nach dem Studium der Europäischen Ethnologie und Kunstgeschichte war sie Redaktionsmitglied der Tageszeitung „Die Presse“ und langjährige Spartenleiterin in den ORF-Landesstudios Wien und Niederösterreich. Sie beschäftigte sich in zahlreichen Publikationen, Fernseh- und Radiosendungen mit der Geschichte und Kultur ihrer Heimatstadt. Als Herausgeberin des digitalen Wissensnetzes „Austria-Forum“ gestaltet sie u.a. „Alltag - Brauch - Cultur. ABC zur Volkskunde Österreichs“. 2013 wurde der Autorin der Kulturpreis des Landes Niederösterreich verliehen.

Sepp Forcher arbeitete ab 1976 beim Österreichischen Rundfunk. Er wurde durch seine Volkskultursendungen zum Publikumsliebling. Seit 1986 ist er Moderator der Fernsehsendung „Klingendes Österreich“, in der er die musikalische Tradition und landschaftliche Schönheit österreichischer und grenznaher Gegenden unverkittet vorführt. 1999 wurde Sepp Forcher der René-Marcic-Preis für publizistische Leistungen verliehen. 1993 gewann er eine Goldene Romy. Bei Brandstätter sind seine beiden Bücher „Einfach glücklich. Was im Leben wirklich zählt“

sowie „Das Glück liegt so nah. Warum wir auf Österreich stolz sein können“ erschienen.

Vorwort

Bräuche fallen nicht vom Himmel, sie kommen auch nicht aus der „Volksseele“. Sie werden erfunden, wenn man sie braucht. Bräuche wandern, entwickeln sich dynamisch weiter, verschwinden, werden revitalisiert. Keiner hat sich von mystischer Vorzeit bis in die Gegenwart erhalten.

Helga Maria Wolf

Von Adam und Eva bis zum Zylinderhut reichen die hier vorgestellten rund 300 „verschwundenen Bräuche“. Selbstverständlich kann in einem Buch wie diesem nicht „alles“ vorgestellt werden. Weder sollte das Kuriose überwiegen noch das Kirchliche, der Gegenwartsbezug durfte nicht fehlen. Städtisches und Ländliches sollte ausgewogen sein, verschiedene Regionen berücksichtigt werden. Der Begriff „Brauch“ weckt sehr unterschiedliche Assoziationen, die von persönlichen Einstellungen und Erfahrungen abhängen – und Bräuche waren nicht nur schön.

„Was ist also ein Brauch?“, fragte die deutsche Professorin für Europäische Ethnologie, Ingeborg Weber-Kellermann (1918–1993). 1985 erschien ihr Standardwerk „Saure Wochen, frohe Feste. Fest und Alltag in der Sprache der Bräuche“. Darin schreibt sie: *„Jede kulturelle Erscheinung, die unser Fach untersucht, ist gebunden an Zeit, Raum und Gesellschaft. ... Die Bräuche sind selbst soziale Tatsachen, Zeichen, in denen sich das gesellschaftliche Leben der Gruppen ausdrückt. ... Bräuche*

bestehen aus einzelnen Elementen, sind jedoch nicht deren Summe, sondern ordnen sich in Strukturen, die Systemcharakter tragen. Verändert sich unter bestimmten Strukturen eines der Elemente, so bewirkt das die Veränderung der gesamten Struktur.“ So kommt sie zu der Definition „... Bräuche als formalisierte, ausgestaltete Handlungen ... mit einer Rollenverteilung, einem Spielablauf, ausgeübt von Gruppen, zu festgelegten Zeiten des Jahres oder bei speziellen Anlässen ...“

Braucherfinder - Einzelpersonen oder Gruppen - kamen aus allen sozialen Schichten. Herrscher und Kirche hatten gute Gründe, selbst Feste zu begehen oder für andere festzulegen. Kreative Köpfe, wie der Dichter Matthias Claudius (1740-1815), führten für ihre Familien eigene Feiertage ein. Als Journalist ermunterte er auch seine Zeitgenossen dazu. Die Landbevölkerung erhoffte sich von ihren Ritualen Schutz und Segen. Die bestehende Gemeinschaft sollte nach bewährten Regeln funktionieren, dazu gehörten auch soziale Kontrolle, Rüge- und Heischebräuche.

Die Gründe für die Entstehung von Traditionen sind vielfältig. Meist kommen einige zusammen wie wirtschaftliche Notwendigkeiten, religiöse Gebote, ungeschriebene Gesetze oder psychologische Ursachen. Bräuche werden veränderten Gegebenheiten angepasst, einzelne Elemente verschwinden, verbinden sich mit anderen, es entsteht etwas Neues. Bräuche sind flexibel und hybrid. Die aktuelle Europäische Ethnologie sieht kulturelle Erscheinungen als Prozesse, die „ausgehandelt“ werden.

Bräuche sind nicht „ewig“. Im Jahrhunderte dauernden Transformierungsprozess geht manches verloren, wenn die

Grundlage wegfällt. Viele Bräuche hatten agrarischen Charakter und waren an hierarchische Strukturen gebunden. Andererseits sorg(t)en Innovationen für das Entstehen von ständig Neuem. Bräuche mit Eventcharakter gehorchen eigenen Gesetzmäßigkeiten und nehmen doch Elemente auf, die (fast) schon verschwunden waren. Charakteristische Beispiele dafür sind die aktuelle Trachten-Renaissance, das von den Veranstaltern als „Österreichs größtes Brauchtums- und Volksmusikfest“ bezeichnete, 2011 erstmals durchgeführte Wiener-Wiesn-Fest sowie die in den letzten Jahren zunehmende Popularität des Pilgerns auf dem Jakobsweg.

Im Zuge von Globalisierung und elektronischer Vernetzung spielen geographische Grenzen eine immer geringere Rolle. Unter den neuen Bräuchen sind oft auch solche, die aus anderen Kulturkreisen kommen oder Elemente aus anderen Kulturkreisen aufgreifen. Doch manchmal scheint es nur so. Eine Wurzel des „amerikanischen“ Festes Halloween führt eindeutig zum europäischen Armen-Seelen-Glauben des Hochmittelalters. Das legen schon der Termin und die Ableitung von *all hallows evening* nahe, dazu braucht man nicht die Kelten zu bemühen. Allgemein fällt beim Vergleich von Bräuchen und Brauchelementen auf, dass sich, über Ländergrenzen hinweg, vieles ähnelt. Im österreichisch-süddeutschen Alpenraum, in dem viele der in diesem Band vorgestellten Bräuche verortet sind, bestimmte die (katholische) Kirche den Festkalender, und an die Heiligenviten oder Legenden knüpften sich bestimmte Vorstellungen wie die Patronate für bestimmte Berufsgruppen oder Anliegen. Dazu kommen anthropologische Konstanten wie Lichterbräuche im Winter oder magische Zusatzversicherungen, wenn es um den Erhalt des Besitzes (z.B. Blitzschutz durch Antlasseier)

oder Bewahren bzw. Steigern des Ernteertrages (z.B. Einstecken des Palmbuschens, Flurprozessionen) ging.

Es zeigt sich, dass das weite Feld der Superstition – landläufig Aberglaube genannt – fließende Grenzen zum kirchlich vermittelten Glauben aufweist. Solche Vorstellungen, die oft in Bräuchen ihren Ausdruck finden, füllen Bände (z.B. das 1927-1942 herausgegebene zehnbändige „Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens“). Etliches klingt skurril. Längst sind Blitzableiter und Kunstdünger erfunden – was sollen da noch Wetterläuten und Feldersegen? Trotzdem ist es lohnend, sich damit auseinanderzusetzen. Wenn hier „verschwundene Bräuche“ vorgestellt werden, öffnet sich ein Fenster in die Vergangenheit. Der Blick durch dieses kann beitragen, Verständnis für die Alten und das Alte zu wecken, „damit es nicht verloren geht“.



Tracht

Bis etwa 1880 trugen die Walserinnen (Vorarlberg) ihre Tracht, die zu den ältesten in Europa zählte. Charakteristisch waren der sackartige Schnitt der knöchellangen Kleider und die Kopfbedeckungen, wie die „Bräm kappa“ aus Otterfell und die „Birger kappa“ aus schwarzer Schafwolle.

Fotografie. 1935

Der Pfeil → verweist auf Stichwörter, zu denen es Einträge gibt. Am Ende von Einträgen verweist er auf Stichwörter mit inhaltlichem Bezug, zu denen es ebenfalls Einträge gibt, die im Text nicht erwähnt wurden.

A

***Vieles wünscht sich der Mensch, und
doch bedarf er nur wenig.***

Johann Wolfgang von Goethe



Advent

Im 19. Jahrhundert stand der Wiener Christkindlmarkt acht Jahrzehnte hindurch auf dem Platz Am Hof.

Farblithographie. Um 1890

ADAM-UND-EVA-SPIEL seit dem Mittelalter ging den Aufführungen des Weihnachtsspiels ein Paradeisspiel voraus. Der Umzugsbrauch stellte die Vertreibung aus dem Paradies (Gen 3) dar. Ein mit Äpfeln geschmücktes Bäumchen war der Baum der Erkenntnis. 1687 wunderte sich ein Reisender, der in Tirol ein solches Umzugsspiel sah: *„... und setzte einen baum mit rothen fruchten behangen mit in den weg und sich darneben. Nach ihm kam ein teufelgen geschlichen in gestalt eines crocodils, das legte sich an den baum an, wohin auch ein mädgen mit langen und zufeldte geschlagenen haaren kam ... daraus wir aber noch nicht klug werden konnten, dass es eine Vorstellung der historie, da die schlange Evam verführet, seyn sollte.“*

1712 schilderte der Wiener Weltpriester und Satiriker Johann Valentin Neiner (1679-1748), dass sich umherziehende Schauspieler in der Wohnung eines kranken Mannes so ungestüm benahmen, dass er sie *„die Stiegen abzuprügeln“* befahl. Aus dieser Beschreibung geht hervor, dass Adam und Eva in Leinengewänder gekleidet waren, der Teufel eine Kette und Gott Vater die Papstkrone mit dreifachem Kronreif (*Tiara*) trug.

Im Dezember 1719 wurde das öffentliche Adam- und Eva-Spiel wie auch das Bauern- oder Hochzeitsspiel in Wien verboten, da das Herumziehen *„verschiedener dienstloser Burschen“* die Bewohner beunruhigte und für die Geistlichkeit ein Ärgernis war. Wie es hieß, sollte damit ein *„ungestümes Blasen und Leiern, ein ungebührliches*

Springen und Tanzen“ verboten werden. In Zukunft waren Adam-und-Eva-Spiele nur noch an den letzten drei Faschingstagen erlaubt, und das auch nur, wenn sie „*in aller Ehrbarkeit*“ stattfanden.



Im Berchtesgadener Land gehörten die „Buttenmandl“ zum Gefolge des Nikolaus. Die Strohmasken mit geschnitzten Larven und schweren Glocken waren schon zur Barockzeit bekannt. Nach dem Zweiten Weltkrieg revitalisiert, kann ihr Einkehrbrauch nun auch an den Adventssonntagen oder zu Weihnachten stattfinden.

ADVENT Mit dem Advent (lat. *adventus* - Ankunft), Zeit der Ankunft Christi, beginnt das Kirchenjahr. Er dient der Vorbereitung auf → **Weihnachten**. Sucht man nach den Wurzeln des Advents, so wird man zum einen beim Konzil von Ephesus (431) fündig, das sich mit der Gottesmutter Maria befusste, zum anderen im Gallien des 6. Jahrhunderts.

Mehrere Wochen sollte man sich auf das Kommen des Erlösers mit Fasten und guten Werken vorbereiten. Um 600 legte Papst Gregor I. (um 540-604) die Zahl der Adventssonntage auf vier fest, doch erst im 16. Jahrhundert galt dies für die ganze Kirche. Bis 1917 war der Advent eine Fastenzeit. Wie vor → **Ostern** untersagte ein Kirchengesetz während dieser → **Geschlossenen** Zeit Hochzeiten und Tanzveranstaltungen. Vielleicht kommt daher die Vorstellung von der viel zitierten „stillsten Zeit im Jahr“ (Karl Heinrich Waggerl). Sie war von Kirchenbräuchen, wie dem Besuch der → **Rorate**, geprägt. Auf den Bauernhöfen war es die Zeit der Winterarbeiten wie Holz machen oder → **Flachs** spinnen.

Die Tiroler begingen die Donnerstag-Abende im Advent, die sie → **Klöpfnächte** nannten, als Belustigungstage mit Theaterspielen und → **Heischebräuchen**. In der Steiermark sorgte das → **Sauschädelstehlen** für Unterhaltung. Weihnachtsvorbereitungen spielten lange Zeit keine Rolle, weil die Feier am → **Heiligen Abend** mit Christbaum und Geschenken erst seit dem 19. Jahrhundert üblich ist.

Den Adventskranz erfand der spätere Gründer der Inneren Mission, Johann Hinrich Wichern (1808-1881), damals Direktor des 1833 eröffneten Hamburger Erziehungsheimes Rauhes Haus. Von ihm stammt der älteste bekannte Bericht (1838). Auch der Erfinder des Adventskalenders, Gerhard Lang (1880-1974), stammte aus einer evangelischen Familie, sein Vater war Pfarrer in

Maulbronn. 1903 gilt als Geburtsjahr des
Adventskalenders.

AGNESBRÜNNL Auf einem Grundstück des Stiftes Klosterneuburg an der Grenze zu Wien entspringt eine Quelle, die als Agnesbrünnl Eingang in Brauch und Sage fand. Bis 1230 bestanden oberhalb von Klosterneuburg-Weidling auf dem Hermannskogel das Dorf Kogelbrunn und in dessen Nähe die Quelle. Sie kam zwischen den Wurzeln einer Buche hervor, in deren Rinde man das Bild der Muttergottes zu erkennen glaubte. 1805 brachte jemand auf dem Baum eine auf Eisenblech gemalte Kopie des bekannten Mariahilfbildes von Lucas Cranach an, das seit 1931 in der Weidlinger Pfarrkirche hängt.

Das Agnesbrünnl galt als Jungbrunnen und heilkräftig bei Augenkrankheiten. Im Biedermeier war es ein überaus beliebtes Ausflugsziel. Besonders das „Kometenjahr“ 1811 verhalf ihm zu Popularität. Von Neustift am Walde (heute 19. Wiener Gemeindebezirk) bis zum Brünnl standen Buden, in denen Waren und Dienstleistungen aller Art angeboten wurden. Um den großen Zulauf zu beenden, ließ die Behörde 1817 die Wunderbuche fällen und die Quelle zuschütten. Doch die Quelle zeigte sich wieder und die Menschen kamen weiterhin zu ihr. 1859 hieß es, dass alte Frauen *„mit Glücksnummern und sympathischen Mitteln handelten und geheimnisvoll von den Sagen und Wirkungen des Agnesbrünnls sprachen“*. Bis nach dem Zweiten Weltkrieg fand zu Johannes Enthauptung (29. August) der Brünnlkirtag statt. Zu bestimmten Zeiten, v.a. am → **Dreikönigstag**, Karfreitag und Johannestag (→ **Johannesfeuer**), hoffte man im Schlamm der Quelle oder auf Steinchen darin Nummern zu erkennen, um sie im → **Zahlenlotto** zu setzen. Den größten Gewinn hatte aber der Ober-Sieveringer Gemeindegastwirt (später Gasthof „Zur Agnes“). Er ließ Bilder der Sage anfertigen, versprach seinen Gästen ein neues Glücksspiel und verkaufte Mehlspeisen mit eingebackenen Lottozahlen.

Im 19. Jahrhundert entstand der Sagenkreis um Karl und Agnes: Ein armes Köhler-Ehepaar entdeckte an der Quelle ein Findelkind, dessen Mutter eine Fee war. Sie erzogen das Mädchen, Agnes, gemeinsam mit ihrem Sohn Karl. Als dieser herangewachsen war, versorgte ihn die Fee mit einer Rüstung und Waffen, mit denen er im Kampf gegen die Osmanen siegte. Bei seiner Heimkehr hatte sich die Köhlerhütte in einen Palast verwandelt, in dem ihn Agnes als Braut erwartete, doch Karl war bereits mit einer Wienerin verlobt. Der Palast stürzte ein, Karl und sein Heer spuken seither als Ritter bei der Quelle.



Agnesbrünnl

Die Quelle an der Wiener Stadtgrenze war im 19. Jahrhundert besonders populär.

Damals entstand auch der Sagenkreis um Karl und Agnes.

Handkoloriertes Glasdiapositiv. Um 1900

AHNLSONNTAG Den Sonntag nach → **Ostern** (Weißer Sonntag) nutzten Enkelkinder, um ihre Großeltern aufzusuchen, die sie mit Gaben bedachten. In Oberösterreich waren die Ahnkipferl (Weiber- oder Butterkipferl) eine beliebte Gebäck-Spezialität, die an diesem Tag verschenkt wurde. → **Taufpaten** erwiderten den Besuch bei den Eltern ihrer Täuflinge.

AITENKERZEN Wie zum → **Lichtmesstag** am 2. und zu Blasius am 3., spielte auch am 5. Februar, dem Tag der hl. Agatha, Licht eine Rolle. Seit dem späten Mittelalter sollten geweihte Aitenkerzen und Agathenzettel mit aufgedruckten Segensformeln Haus und Hof vor Krankheit und Feuer schützen, ebenso Brote, die an ihrem Tag gebacken und geweiht wurden.

In St. Oswald in der Steiermark opferte man zwischen 1515 und 1518 Aitenkerzen. Mit Kerzen bestücktes Agathenbrot sollte im Wasser sichtbar machen, wo jemand ertrunken war. Agathenbrote bzw. Striezel aus Roggenmehl galten als heilkräftig. Aufgrund einer jahrhundertealten Stiftung werden sie in Stein im Jauntal (Kärnten) auch heute noch am ersten Februarsonntag von der Burg in die Menge geworfen.

Die adelige Jungfrau Agatha (um 225-250) aus Sizilien zählt zu den Märtyrern vom unzerstörbaren Leben. So nannte man frühchristliche Glaubenszeugen, die mehrere tödliche Martern überlebten, ehe sie in das Reich Gottes eingehen konnten. Bei drohenden Ausbrüchen des Vulkans Ätna trug man den weißen Seidenschleier aus Agathas Grab dem Lavastrom entgegen, um diesen von der Stadt Catania abzulenken.

ALLERHEILIGENSTRIEZEL AUS STROH Zu Allerheiligen (1. November) waren Striezel als Patengeschenk oder Ablöse einer Gabe für die Armen Seelen üblich. Im niederösterreichischen Weinviertel jedoch gab es Allerheiligenstriezel aus Stroh. *„Geflochtene Strohseile, quer über die Straße gespannt, werden hier Allerheiligenstriezel genannt und missliebigen Mädchen stellt man einen solchen Strohzopf vor die Türe“*, beobachtete der Volkskundler **Arthur Haberlandt** (1889-1964) im Jahr 1927.

Der Wiener Ethnologe **Helmut Paul Fielhauer** (1937-1987) forschte in den 1960er Jahren über diesen Brauch. Er schrieb: *„In der Nacht zum Allerheiligentag ... bringen die Burschen des Ortes geflochtene Strohzöpfe ... den heiratsreifen Mädchen ihres Ortes dar. Begehrten Mädchen mögen sie zur Ehre gereichen, den jenseits gewisser Ordnung und Verpflichtungen Stehenden zur Schande, was vielfach aus den Beigaben - Blumen oder Fruchtabfälle - ersichtlich wird. Daneben finden wir über die Straße gespannte, desgleichen als ‚Allerheiligenstriezel‘ bezeichnete Strohseile, in deren Mitte zumeist eine kleine Tafel hängt, auf welcher gewöhnlich der Jahrgang der Burschenschaft, die den Strohstriezel geflochten hat, vermerkt ist.“* Der Autor berichtete in diesem Zusammenhang auch von früher üblichen Sprüchen, die *„den Rahmen des Anstands überschritten“* hätten.

ALLERSEELEN Kurz vor der ersten Jahrtausendwende rief Abt Odilo von Cluny (994-1048) in seinen Gemeinschaften zum festlichen Gedächtnis aller verstorbenen Gläubigen am 2. November auf. 1006 ordnete Papst Johannes XVIII. († 1009) die allgemeine Feier dieses Festes an. Es folgt im Kalender dem Hochfest Allerheiligen, dessen Termin Papst Gregor IV. († 844) im Jahr 835 auf den 1. November festgelegt hatte. Obwohl Allerheiligen kein Trauertag ist, sondern das neue Leben, in das die Heiligen und Seligen eingegangen sind, feiert, zog der arbeitsfreie Tag Bräuche von Allerseelen auf sich und gilt in katholischen Gegenden heute vielen als Tag des Totengedenkens.

1842 schilderte der Lokalschriftsteller Emanuel Straube das Treiben auf den damals sechs Wiener Friedhöfen zu Allerseelen: *„**Wolken von Gezelten, in welchen Wachlichter, Blumen, Bänder, oder auch geselchte Würstel und Semmeln, Motivbilder und Obst verkauft werden, Heerscharen von Bettlern ... geputzte Manns- und Frauenbilder, die zu einem frommen Werke kommen, wie zu einer Opern-Vorstellung; das Gedränge, Stoßen, Treiben, Treten an den Eingängen, wo Taschendiebe und die löbliche Polizei wacker zu tun haben.**“* Damals war es üblich, den familiären Friedhofsgang mit einem Heurigenbesuch zu verbinden.

In den ländlichen Gemeinden Österreichs war mit Allerseelen ein → **Heischebrauch** verbunden. Kinder gingen mit einem Spruch zu den Bauernhäusern und baten um Striezel, Brot oder Wecken. Bei der Spende der Seelenwecken bzw. Allerheiligenstriezel nahmen die Kinder symbolisch die Stelle der Armen Seelen im Fegefeuer ein. Gaben oder Messstiftungen sollten deren Qualen verkürzen. In Oberösterreich war das Seelbrotgehen im Inn- und Mühlviertel üblich, wobei jeder Bauernhof

hunderte Gebäcke verschenkt haben soll. In Salzburg konzentrierte sich der Brauch auf Lofer und Lamprechtshausen und bestand bis in die 1930er Jahre. Aus Tirol berichtete der Bibliothekar und Volkskundler **Ludwig Hörmann** von Hörbach (1837-1924), dass sich das Almosengeben „zu *Hilf und Trost der Armen Seelen*“ zum erlaubten Bettel und schließlich zum „*Missbrauch*“ gewandelt habe. Während die Heischegänger anfangs bescheiden um Gaben baten, wendeten Bettler um 1900 lautstark Gewalt an, wenn sie nichts bekamen. Traditionelle Lebensmittelspenden waren Brot und Gebäck, Getreide, Mehl und Schmalz. Später übergab man sie dem Pfarrer, der sie gerecht verteilen sollte.



**Allerseelen
Zu Allerheiligen und Allerseelen hatten die
Blumenhandlungen Hochsaison (hier eine Ansicht aus
Wien).**

Fotografie. 1916

ALLGÄUER BROTVÖGEL Dieses spezielle Gebäck wurde im Allgäu, wie Pfingstwecken oder Heilig-Geist-Krapfen, zu → **Pfingsten** hergestellt. Die Form knüpft an die Darstellung des Heiligen Geistes als Taube an.

ALMFESTE „Über das Almleben haben die Städter vielfach recht romantische Vorstellungen. Schnulzenflme und Heimatromane haben diese Auffassung nur bekräftigt. Das echte Almleben sieht anders aus, auch wenn es heißt: *Almzeit, lustige Zeit,*“ schrieb der Salzburger Brauchtumsforscher und Schützenmajor **Karl Zinnburg** (1924-1994). Er schilderte die harte Arbeit der Sennerinnen, aber auch ihre Freizeitvergnügungen. Dazu zählte das „Jogassengeah“ (Jakobi-Gasslgehen) am 25. Juli. In den Salzburger Gebirgsgegenden, besonders im Pongau, Lungau und Pinzgau, kontrollierten die Bauern am Jakobitag ihre Almen, auch die Dorfbewohner besuchten sie. Dabei warteten die Sennerinnen Schwimmmüsel (in Fett schwimmendes Mus), Flecketes (flaumigen Brei), Kaffee und Schnaps auf. Manche Gäste brachten Musikinstrumente mit und spielten bis in die Nacht hinein zum Tanz auf. Auch das Rangeln (Hosenrecken, Schwingen) fand als Kraftspiel statt. Der Sieger, Hagmoar genannt, durfte sich drei Federn an den Hut stecken.

„I bin der Herr Stier mit meine zehn Küah, wir bitten den Bauer um ein Winterquartier.“

Ludwig Hörmann schrieb 1909: *„Die f linken, kräftigen Burschen haben eine Menge Spiele erfunden, größtenteils gymnastischer Natur ... Sehr beliebt ist das ‚Hackeln‘ mit den Fingern und der sogenannte ‚Duxerschub‘, wobei sich die Gegner mit den Fäusten gegen einen Tisch oder eine Bank hinschieben. ... Zu all dem erwähnten Zeitvertreib kommen sodann noch die eigentlichen Alpenfeste, religiöse und weltliche, welche die Reihe der Arbeitstage unterbrechen. Die ernsteste dieser Feierlichkeiten ist wohl der ‚Alpensegen‘. ... Einmal während des Sommers,*

meistens nicht lange vor der Abfahrt, wird dort, wo mehrere Alpen in der Nähe sind, ein ‚Kirchtag‘ gehalten.“

Klassische Feste sind der Almauftrieb am Beginn und der Almabtrieb am Ende der Saison. Der Auftrieb, in Liechtenstein Alpauffahrt genannt, war dort von einer Reihe religiöser Handlungen begleitet, die das Vieh im Sommer schützen sollten. Dazu zählten das Besprengen mit → **Weihwasser**, Füttern mit → **Antlasseiern**, geweihtem Salz, Brot und Kräutern. Der Pfarrer folgte den Sennern, um die Alpe zu segnen.

Ende August oder im September war es Zeit zum Almabtrieb. Im Großarlal (Salzburg) fand er zu Ruperti (24. September) statt. Wenn in der Saison kein Vieh zu Schaden gekommen und im Dorf niemand gestorben war, erhielten die Rinder Hals-, Hörner- und Stirnschmuck aus Reisig, Blumen und buntem Papier. Die prächtigste Zier trug die Leitkuh, Milchkühe waren einfacher bekränzt, Kalbinnen und Jungtiere nur bescheiden geschmückt. Der Stier bekam ein Fichtenbäumchen aufgesetzt, und im Ennstal eine Tafel mit dem Spruch *„I bin der Herr Stier mit meine zehn Küah, wir bitten den Bauer um ein Winterquartier“* umgehängt. Der Stiertreiber, ein verkleideter Spaßmacher, begleitete ihn. Auf dem Weg verteilten die Sennerinnen Schmalzgebäck. Daheim empfing man sie mit Musik, Böllerschüssen und Peitschenknallen.